

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong

„Ortsgemeinde sein heute und morgen“
Vortrag vor der Landessynode der Nordkirche
am 25.9.2015 in Lübeck-Travemünde

Sehr geehrtes Präsidium, sehr geehrte Mitsynodalinnen und -synodale,

ich bedanke mich für die Einladung, heute zu Ihnen sprechen zu dürfen und habe sie gerne angenommen – nicht nur, weil mir als Praktische Theologin der Kontakt zur kirchlichen Praxis grundsätzlich wichtig ist, sondern besonders, weil mir sowohl die Thematik als auch die Nordkirche als „meine“ Kirche am Herzen liegen. Die Ortsgemeinde haben Sie sich als Thema gewählt und diese Wahl kann ich nur begrüßen. Es scheint mir an der Zeit zu sein, sich grundlegend und in Ruhe Gedanken zu machen um die Gestalt der Kirche im 21. Jahrhundert, nachdem bei dem Thema lange häufig finanzielle Überlegungen im Vordergrund standen. In diese Richtung verstehe ich die Synode und auch meinen Auftrag für Sie heute: Die Ortsgemeinde als vertraute und den meisten Kirchenmitgliedern selbstverständliche Organisationsform der Kirche grundlegend anzugucken, ihren Anliegen nachzugehen, ihre Chancen und ihre Grenzen zu bedenken und einige Perspektiven für ihre Zukunft zu entwerfen, die als Diskussionsgrundlage für die Beratungen dienen mögen.

Daraus ergibt sich folgende Gliederung meines Vortrags:

1. Zwischen Zuständigkeit für alle und Gemeinschaft: Historische Wurzeln der Ortsgemeinde
2. Zwischen Gruppe, Institution und Organisation: Kirchenbilder und Sehnsüchte
3. Zwischen Freiheit und Auftrag: Theologische Überlegungen
4. Zwischen Stärken und Schwierigkeiten: Herausforderungen der Ortsgemeinde heute
5. Evangelium kommunizieren auf vielfältigen Wegen: Perspektiven für die Ortsgemeinde

1. Zwischen Zuständigkeit für alle und Gemeinschaft: Historische Wurzeln der Ortsgemeinde

Zunächst möchte ich fragen, wie die heutige Ortsgemeinde eigentlich entstanden ist und welche Anliegen sie ursprünglich verfolgt hat. Dazu muss ich Sie in zwei ganz verschiedene historische Epochen mitnehmen, denn die heutige Gestalt der Ortsgemeinde ist ein Mischgebilde zum einen aus mittelalterlichen und zum anderen aus frühmodernen Elementen von Ende des 19. Jahrhunderts. Die beiden wichtigsten Aspekte in ihrer Entwicklung sind das Territorialprinzip des Mittelalters und die Gemeindebewegung des 19. Jahrhunderts.

Das Territorialprinzip des Mittelalters

Die Konstitutionslogik, also das Zustandekommen der Ortsgemeinde, ist das territoriale Prinzip, verbunden mit einer Zuweisung: Menschen einer bestimmten Konfession werden über ihren ersten Wohnsitz automatisch einer Gemeinde zugewiesen, deren Mitglied sie sind, wenn sie nicht explizit widersprechen - also sich umgemeinden lassen.

Diese Logik von Gemeinde entstammt bereits dem Frühmittelalter, seitdem im 4. Jahrhundert das Christentum zur „Reichskirche“ geworden war.¹ Die Kirche lehnte sich damals an römisches Recht inklusive der Verwaltungsbezirke an und machte damit ihren Anspruch deutlich, die gesamte Bevölkerung kirchlich zu organisieren. Vollständig durchgesetzt wurde das Territorialprinzip auf dem Land dann ab dem 9. Jahrhundert, als der Pfarrzwang eingeführt wurde sowie die Pflicht, den Zehnten an die Kirche abzuliefern: Nur so war es möglich, die Gläubigen einerseits zu kontrollieren, ob sie zum Abendmahl gingen und ihre Kinder taufen ließen und andererseits sicherzustellen, dass ihr Geld dahin floss, wohin es fließen sollte. Die Städte wurden hingegen noch wesentlich länger als kirchliche Einheiten betrachtet, hier lebten die Priester in Gemeinschaft zusammen und waren für unterschiedliche Kirchen zuständig, betrachteten diese aber nicht als ihre Gemeinden.

Zudem war die Parochie, also die Ortsgemeinde, nie die einzige kirchliche Sozialform. Es gab zur territorialen Orientierung auch immer Alternativen wie beispielsweise das Mönchtum. Durch die Geschichte der Kirche hindurch kam es immer wieder zu Konflikten zwischen parochialen und nichtparochialen Formen kirchlicher Organisation. Im 12. und 13. Jahrhundert gab es beispielsweise Spannungen zwischen den Bettelorden und den Parochialgemeinden, weil die Mönche zum einen besser ausgebildet waren und ihre Predigten das erwachende Bürgertum geistlich stärker ansprachen, die Orden zum anderen auch keine „Stolgebühren“ für die Amtshandlungen nahmen. Insgesamt setzte sich in den Städten das parochiale Prinzip nur zögernd und regional sehr verschieden durch: Eine der letzten Städte liegt in unserer Landeskirche; Stralsund war auch in der Reformationszeit noch nicht in Parochien, wie die Ortsgemeinde damals genannt wurde, eingeteilt. Aber auch wenn dies geschehen war, hatten adlige Familien und Kaufleute oft Sonderrechte und durften sich ihre Gemeinde frei wählen.

Die Gemeindebewegung 19. Jahrhunderts

Eine ganz andere Situation für die Kirche entwickelte sich im 19. Jahrhundert. Mit der beginnenden Moderne und Industrialisierung hatte eine Landflucht großen Ausmaßes in die Städte eingesetzt, die den Charakter der Ortsgemeinde und auch ihrer Aufgaben völlig verändern sollte. Die Gemeinden wurden riesig, in Hamburg beispielsweise umfassten sie bis zu 70.000 Gemeindeglieder. Mit der Industrialisierung und dem massenhaften Zuzug in die großen Städte gingen zudem die soziale Kontrolle und der Einfluss von Sitte und Brauchtum

¹ Zur historischen Entwicklung vgl. Pohl-Patalong, Uta: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 64ff.

deutlich zurück. Der Gottesdienstbesuch sank stark ab, in den Großstädten schätzen wir ihn auf 1,5% der Kirchenmitglieder.

Nachdem erst christliche Vereine auf die Notlagen reagiert hatten, wurde rasch deutlich, dass die neue Zeit neue Formen von Kirche und von Gemeinde braucht, um Menschen zu erreichen. Es bildete sich die sog. Gemeindebewegung, die Ende des 19. Jahrhunderts die Gemeinde für die moderne Zeit ganz neu entwarf. Das Territorialprinzip wurde zwar beibehalten, aber der Charakter der Parochie anders bestimmt: Sie war jetzt nicht mehr nur ein religiöser Verwaltungsbezirk, sondern wurde zu einem „Hort christlicher Liebe“, der die Möglichkeit zu christlicher Gemeinschaftsbildung und aktivem Engagement bot. Besonders die Ideen von Emil Sulze (1832-1914) waren dafür wegweisend: Sulze strebte eine „überschaubare Gemeinde“ an, die von gegenseitiger Seelsorge- und Liebestätigkeit geprägt ist. Jedes Mitglied sollte zum einen erfasst, gekannt und betreut werden, zum anderen wollte Sulze die Gemeinschaft der Gemeindeglieder untereinander fördern. Zu diesem Zweck führte Sulze die Idee einer gemeinsam verbrachten Freizeit in der Gemeinde in Form von geselligen Abenden ein. Religiöse Themen kombinierte er mit kulturellen Angeboten sowie mit der Gelegenheit, über Sorgen und Nöte zu sprechen. Diese wurden übrigens zunächst von Ehrenamtlichen gestaltet, später wurde der Beruf der Gemeindepädagogin u.a. daraufhin entwickelt.

Sulzes Vorstellungen sind von der Struktur der freien Vereine geprägt, für die persönliches Engagement, Geselligkeit und Hilfe in Notlagen konstitutiv sind. Dieses Gemeindemodell ist ein typisch modernes und typisch städtisches Modell, das auf einer grundlegenden Kritik an der Gesellschaft beruht. Gegenüber der modernen Welt, die von Konkurrenz und Disharmonie geprägt ist, soll Kirche die verloren gegangene vormoderne Dorfgemeinschaft in der Großstadt rekonstruieren.

Gleichzeitig wurde die aktive Beteiligung an diesen vereinsähnlichen Aktivitäten zum Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Da diese Form der Mitgliedschaft jedoch nicht von allen praktiziert wurde, entstand die bis heute bestehende Spannung von Kerngemeinde und formaler Mitgliedschaft. Und: Seit der Gemeindebewegung ist die Idee der Gemeinde emotionaler besetzt und verbindet sich nicht nur mit äußerem, sondern auch mit innerem Engagement.

Dies führt uns zum zweiten Punkt: Die Ortsgemeinde ist nicht einfach eine Form kirchlicher Strukturbildung, sondern sie ist mit Emotionen, mit Wünschen und manchmal Sehnsüchten und bestimmten Kirchenbildern verbunden. Diese werden häufig aktiviert, wenn es um die künftige Gestalt der Kirche geht, meist auf allen Seiten, was die Diskussion häufig schwieriger und komplexer macht. Daher der zweite Punkt:

2. Zwischen Gruppe, Institution und Organisation: Kirchenbilder und Emotionen

Die Gemeindebewegung hat die Idee einer Gemeinde, in der Menschen ganzheitlich miteinander leben, theologisch aufgeladen, indem dies zur wahren Aufgabe von Kirche bestimmt wird. In heutiger Sicht entspricht dies einem Kirchenbild, das sehr stark von dem

Ideal der „Gruppe“ geprägt ist. Praktisch-theologisch lassen sich grob drei ideale Kirchenbilder unterscheiden, die natürlich nie in Reinform auftreten, sondern immer Tendenzen benennen – aber die meisten Vorstellungen, wie Kirche sein sollte, lassen sich überwiegend einem dieser Kirchenbilder zuordnen: Kirche als Institution, Kirche als Organisation und Kirche als Gruppe. Statt dies in Alternativen zu denken, so dass Kirche einem der Bilder entsprechen soll, scheint es heute sinnvoller, die Stärken aller drei Richtungen zu verbinden. Mein Kollege Eberhard Hauschildt hat dafür den sonst aus der Automobilbranche bekannten den Begriff „Hybrid“ eingeführt.²

Das Bild der Kirche als *Gruppe* ist von einer Verbindung von sozialen Beziehungen und Glauben geprägt. Soziologisch werden für die Gruppe drei Bedürfnisse identifiziert: das Bedürfnis nach persönlicher Wahrnehmung, das Bedürfnis nach Gefühlen der Zuneigung und das Bedürfnis nach Wir-Identität. Diese Bedürfnisse fügen sich zusammen im Bedürfnis nach Gemeinschaft. In der religiösen Gruppe kann Glauben besonders intensiv erlebt werden und sie bestärkt darin, anders zu leben und Werte intensiver zu pflegen, als das der Durchschnitt der Gesellschaft tut. Gruppen leben immer von Abgrenzung gegen andere, die nicht der Gruppe angehören. Dass sich dieses Ideal nicht nur, aber auch mit der Ortsgemeinde verbindet, steigert ihren emotionalen Wert für Menschen, was nicht zuletzt manche Widerstände gegen Gemeindefusionen und andere Veränderungen erklärt. Es entsteht dann die Sorge vor Anonymität und vor Unverbindlichkeit

Die Ortsgemeinde kann aber auch als *Institution* verstanden werden. Sie wird dann als selbstverständlicher Bestandteil der Gesellschaft mit Aufgaben für diese wahrgenommen, etwa „Zuständigkeit für Religion in der Gesellschaft“, „verantwortlich für die religiöse Lebensbegleitung“ etc. Sie ist dann von Traditionen und Selbstverständlichkeiten geprägt und repräsentiert etwas Bleibendes, Zeitloses, das nicht jeder aktuellen Tendenz des Zeitgeistes entsprechen muss.

Verbindet man mit der Ortsgemeinde das Kirchenbild der *Institution*, wird sie vor allem als Garantin von Beständigkeit und Zuverlässigkeit erlebt, der gerade in einer schnelllebigen Zeit ein hoher Wert zukommt. Auch wenn die Gesellschaft nicht mehr als ganze christlich orientiert ist, symbolisiert das flächendeckende Netz von Ortsgemeinden eine grundsätzliche Zuständigkeit der Kirche für Menschen und ihre existenziellen Fragen, die sich besonders im Kasualangebot zeigt. Gerade auf dem Land, im Osten noch stärker als im Westen, ist es ein hoher Wert, dass sich die Kirche dort nicht zurückzieht, wo viele andere Institutionen und Einrichtungen nicht mehr präsent sind. Die flächendeckende kirchliche Präsenz wird auch als Grundlage der religiösen Sozialisation gesehen. Auch mit diesem Kirchenbild sind Widerstände und Proteste zu erklären, wenn Gemeinden zusammengelegt, Kirchen aufgegeben oder Pfarrstellen nicht besetzt werden – in diesem Fall manchmal auch von Menschen, die sich am Gemeindeleben aktiv gar nicht beteiligen, da das Verständnis als Institution sich ja auf die gesamte Gesellschaft richtet. Es entsteht die Sorge, dass Kirche sich

² Vgl. Hauschildt, Eberhard/Pohl-Patalong, Uta: Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie), Gütersloh 2013, 216ff.

zurückzieht, als Garantin von Beständigkeit aufgibt und das soziale Gefüge noch instabiler wird.

Wird Kirche hingegen als *Organisation* verstanden, dann hat sie klare Aufgaben und Ziele. Wofür sie da ist, wird klar benannt. Ein bestimmtes Profil ist wichtig, das von anderen Organisationen abgrenzt. Eine Organisation muss sich um die Pflege ihrer Mitglieder und die Gewinnung neuer Mitglieder kümmern. Sie kann sich bewusst in eine bestimmte Richtung entwickeln und Veränderungen daher recht rasch umsetzen.

Wenn die Ortsgemeinde in der Logik der Organisation verstanden wird, ist sie sich dessen, wozu sie da sein möchte, sehr bewusst, es lässt sich dann auch in einem Leitbild formulieren. Gemeinden können dann aufmerksam und flexibel auf die jeweiligen Gegebenheiten und Bedürfnisse in ihrem Umfeld eingehen und sich daran ausrichten. Sie können Profile entwickeln, vielleicht als besonders familienfreundlich, als besonders diakonisch engagiert, musikalisch ausgerichtet etc. Dann empfinden Gemeindeglieder „ihre“ Gemeinde als anders als andere Gemeinden und schätzen gerade ihr besonderes Profil, für das sie sich möglicherweise stark gemacht haben und in dem sie sich engagieren. Auch in dieser Logik sind Widerstände gegen Regionalisierungen und Fusionen zu erklären, weil dann das Eigene und Besondere der Gemeinde in Frage steht.

Mit ihrer Geschichte und ihrer Fähigkeit, verschiedenen Kirchenbildern zu entsprechen, wird die Ortsgemeinde als historisch entstandene Form kirchlicher Organisation deutlich, an die sich vielfältige Erwartungen und Erfahrungen anlagern. Noch nicht beantwortet ist damit die Frage nach ihrem theologischen Stellenwert – dem sei jetzt der nächste Abschnitt gewidmet.

3. Zwischen Freiheit und Auftrag – theologische Überlegungen

Grundlegend für alle theologischen Überlegungen zu kirchlichen Organisationsformen ist zunächst die Einsicht, dass sich zwar die Kirche als solche göttlicher Stiftung verdankt, ihre Organisationsformen aber immer menschlichem Bemühen entspringen, den Auftrag der Kirche in der jeweiligen Zeit gut zu erfüllen. Denn blickt man auf der Suche nach Kriterien für die Gestalt von Gemeinde in der *Bibel*, wird rasch deutlich, dass sich dort kein einheitliches Bild von „Gemeinde“ findet. In der Nachfolgegemeinschaft um Jesus sammelten sich Menschen – meist auf seine Aufforderung hin – und lebten mit ihm. Daneben gab es vermutlich 'Sympathisanten' und 'Sympathisantinnen', die in ihren Orten in Galiläa wohnen blieben und die Nachfolgegemeinschaft unterstützten.³ Die Bücher des Neuen Testaments zeigen unterschiedliche Vorstellungen christlicher Sozialformen. Während beispielsweise die Kirche, die Matthäus vor Augen hat, von der „Lebensform wandernder Charismatiker mit ihrem radikalen Nachfolge-Ethos“⁴ geprägt ist, führt die lukanische Version der Jerusalemer Urgemeinde das Bild einer von Einmütigkeit, Gemeinschaft und Gütergemeinschaft geprägten

³ Vgl. Marksches, Christoph: Zwischen den Welten wandern. Strukturen des antiken Christentums (Europäische Geschichte), Frankfurt a.M. 1997, 177.

⁴ Roloff, Jürgen: Die Kirche im neuen Testament (Grundrisse zum Neuen Testament. Das Neue Testament Deutsch. Ergänzungsreihe Bd. 10), Göttingen 1993, 165.

Organisation vor. Die paulinischen Gemeinden bestehen aus einer Gemeinschaft von Gläubigen in einer Stadt, die sich als Hausgemeinde versammeln. Die Bibel unterstützt insofern eine Vielzahl von Gemeindeformen, ohne dass sie sie reglementiert. Die Formen, in denen Christinnen und Christen sich gemeinschaftlich organisieren, sind nicht göttlich gegeben oder theologisch festgelegt, sondern immer nur mehr oder weniger angemessen und mehr oder weniger sinnvoll.

Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass die kirchlichen Organisationsformen beliebig sind. Sie müssen sich theologisch daran messen lassen, ob sie dem *grundlegenden Auftrag der Kirche entsprechen*. Dieser Auftrag scheint mir nach wie vor dem von Ernst Lange in den 1960er Jahren geprägten Begriff der „Kommunikation des Evangeliums“ treffend benannt.⁵ Die Kirche hat die Aufgabe, mit den ihr zur Verfügung stehenden Möglichkeiten die Botschaft zu kommunizieren, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen hinein nehmen möchte in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt. Es geht allerdings nicht darum, diese Botschaft auszurichten, sondern es geht darum, dass sie ankommt.⁶ Kommunikation ist nie einseitig, sondern immer ein gegenseitiger Prozess. Nun lässt es sich selbstverständlich von außen nicht beurteilen, wo und wann das Evangelium bei wem „angekommen“ ist - Glaube ist immer ein Geschehen zwischen Gott und Mensch und daher theologisch unverfügbar. Er ist zudem ein komplexes Phänomen in diversen Facetten und auf diversen Wegen. Gerade in einer Zeit gesellschaftlicher Vielfalt, in der sich auch die Glaubenswege vervielfältigen und Menschen auf sehr unterschiedlichen Wegen zu Gott kommen und ihren Glauben leben, verändern, mit ihm neu anfangen, muss die Kirche das Evangelium auf sehr unterschiedlichen Wegen kommunizieren.

Damit ist deutlich: Gemeinde im theologischen Sinne wird nicht durch räumliche Grenzen definiert, sondern durch das, was in ihr geschieht. Was eine Gemeinde ist, muss an inhaltlichen Kriterien gemessen werden, nicht an ihrer strukturellen Gestalt.

Diese Kriterien werden in der Praktischen Theologie gegenwärtig intensiv diskutiert.⁷ Diese Diskussion kann ich hier nicht im Ganzen darstellen, einige Kriterien scheinen mir jedoch für die Ortsgemeinde besonders wichtig:

- Eine Gemeinde bezieht sich auf Jesus Christus als Grund der Kirche. Darin versteht sie sich als einzelne Gemeinde immer als Teil der Gesamtkirche und kann sich nicht selbst genug sein. Ihr Bewusstsein, Teil einer Gesamtkirche zu sein, entlastet sie einerseits von der Vorstellung, das gesamte Spektrum kirchlicher Aufgaben zu erfüllen. Andererseits verweist es sie an andere Gemeinden und kirchliche Einrichtungen, mit denen sie gemeinsam den Auftrag erfüllt, das Evangelium in Wort

⁵ Der Begriff wird bei Lange im Kontext homiletischer Überlegungen, aber auch im Blick auf das kirchliche Handeln insgesamt verwendet (vgl. Lange, Ernst: Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit, in: Ders., Predigen als Beruf. Aufsätze (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart/Berlin 1976, 9-51, 9.11.13f. u.ö.

⁶ Ausführlich zum Kommunikationsbegriff vgl. Hauschildt, Eberhard/Pohl-Patalong, Uta: Kirche (Lehrbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2013, 411ff.

⁷ Vgl. a.a.O., 275ff.

und Tat zu kommunizieren. Dies findet sich auch in Art. 1 der Verfassung der Nordkirche.

- Konstitutiv für die Gemeindebildung neben dem regelmäßigen öffentlichen Gottesdienst ist die Erfüllung grundlegender kirchlicher Aufgaben. Eine Gemeinde sollte allerdings zumindest exemplarisch erkennen lassen, welche Aspekte des Auftrags der Kirche an der Welt und in der Welt sie erfüllt.
- Eine Gemeinde muss unterschiedliche Beteiligungsformen am gemeindlichen Leben ermöglichen, in denen das Priestertum aller Gläubigen zur Geltung kommt. Dies gilt in zwei Richtungen: Die Strukturen der Gemeinde und ihr Charakter müssen dazu einladen, dass Gemeindemitglieder sich aktiv und damit auch verantwortlich an der Gestaltung des Gemeindelebens und an der Erfüllung ihrer Aufgaben beteiligen.

Gleichzeitig kann die aktive verbindliche Mitarbeit aber nicht zum Kriterium von Kirchen- oder Gemeindemitgliedschaft gemacht werden. Kirchenmitglied wird man theologisch durch die Taufe, nicht durch die aktive Mitarbeit. Eine Nötigung zu einem bestimmten Engagement im Gemeindeleben ist also ebenso wenig legitim wie der Ausschluss von diesem.

- Gemeinde darf aber nicht selbstbezüglich im Binnenraum verbleiben und nur den Glauben ihrer Mitglieder im Blick haben, sondern ist in Wort und Tat an die Welt gewiesen. Dies bedeutet einerseits, diakonisch für andere tätig zu sein, andererseits, in der Kommunikation des Evangeliums die Gemeindegrenzen zu übersteigen und zu relativieren.

Die Konsequenz dieser Überlegungen ist: Anders als es manchmal in ihrer Selbstverständlichkeit den Eindruck macht, ist die Ortsgemeinde zwar eine durchaus legitime kirchliche Organisation mit großen Stärken, aber sie hat keinen prinzipiellen theologischen Vorrang vor anderen Organisationsformen. Sie muss sich ebenso wie alle anderen Formen auch an ihrem Auftrag orientieren, das Evangelium in der Welt mit aller Welt zu kommunizieren. Diese anderen Formen werden ausführlich in der nächsten Themensynode auf der Tagesordnung stehen, was ich für sehr sinnvoll halte. Hier konzentriere ich mich jetzt auf Stärken der Ortsgemeinde im Blick auf diese Aufgabe ebenso wie auf die Schwierigkeiten, vor denen sie heute steht.

4. Stärken und Schwierigkeiten – Herausforderungen der Ortsgemeinde heute

Das Gebilde Ortsgemeinde aus vormodernen und frühmodernen Elementen trifft nun heute auf eine gesellschaftliche Situation, die „spätmodern“ genannt wird. In dieser wird das Leben wesentlich selbstbestimmter gelebt als in früheren Generationen und die Lebenswege sind vielfältiger geworden. Menschen sind mobiler und leben teilweise in sehr unterschiedlichen sozialen Zusammenhängen. Autoritäten und Traditionen werden nicht grundsätzlich abgelehnt, aber daraufhin hinterfragt, was sie austragen und ob sie für das eigene Leben hilfreich sind. Menschen müssen sich auch ihre Lebensorientierungen, ihre Werte, ihre Grundlagen selbst wählen. Dabei verändern sich die gesellschaftlichen Lebensbedingungen laufend.

Um solch einen konstruktiv-kritischen Blick auf die Ortsgemeinde zu werfen, möchte ich vier für die Ortsgemeinde typische Aspekte entfalten und daran jeweils ihre Stärken und ihre Schwierigkeiten aufzeigen.

Verknüpfung von Kirche und Ort

Das Territorialprinzip hat zu einer engen Verknüpfung von Kirche und Ort geführt, sowohl im Bewusstsein der Kirchenmitglieder als auch im Handeln der Kirche. Daraus folgen bestimmte Stärken der Ortsgemeinde im Blick auf ihre Kommunikation des Evangeliums – und bestimmte Schwächen.

Eine *Stärke* ist zunächst die flächendeckende Präsenz der evangelischen Kirche in Deutschland, die auch symbolisch deutlich macht: Wir sind für alle Menschen erreichbar und ansprechbar. Menschen, die regelmäßig den Kontakt zur Kirche suchen, haben kurze Wege. Menschen, die den sporadischen Kontakt, etwa für ihre Trauung, zu Weihnachten oder anlässlich der Einschulung ihres Kindes suchen, finden eine für sie zuständige Gemeinde.

Die Verbindung von Kirche und Wohnraum bietet zudem die Chance einer regionalen Identität von Gemeinde: Menschen verstehen sich als Mitglied der Dorfgemeinde x oder der Gemeinde im Stadtteil y. Dies kann ihren Bezug zur Gemeinde stärken: Die Mitarbeit in der Gemeinde wird dann auch als Engagement für das Dorf verstanden, wenn man beim Basar mithilft, oder als Einsatz für den Stadtteil begriffen, wenn man die kirchliche Obdachlosenarbeit unterstützt. Auf diese Weise engagieren sich auch manche Menschen für die und in der Kirche, die nicht Kirchenmitglieder sind und/oder sich nicht als religiös begreifen, beispielsweise in den Kirchbauvereinen v.a. in den ostdeutschen Bundesländern – hier eröffnet die Identifikation über den Ort manchmal ein ganz neues Interesse für Kirche und ihre Inhalte überhaupt.

Damit verbindet sich auch eine nachbarschaftliche, gesellige Komponente, weil man in der Gemeinde Menschen aus seinem sozialen Umfeld wiedertrifft, sich mit ihnen nach dem Gottesdienst austauscht, im Chor das gemeinsame Hobby pflegt oder schon Leute kennt, wenn man sich zur Gemeindereise anmeldet oder neu zur Krabbelgruppe hinzukommt.

Menschen mit einem geringeren Grad an Mobilität haben zudem kurze Wege zu „ihrer“ Gemeinde. Dies betrifft eher junge und alte Menschen, eher Menschen unter sozial schwierigeren Bedingungen und eher Menschen mit Krankheit oder Behinderung. Relevant wird dies besonders für die ganz jungen Menschen, denen Gemeinden mit ihrer Kindertagesstätte eine soziale und gleichzeitig religiöse Heimat bieten, ebenso aber in den Besuchsdienstgruppen, die Menschen im sozialen Umfeld im Blick haben.

Und schließlich hat die Kopplung von Kirche und Ort den Vorzug, dass soziale Nöte und Bedürfnisse in der Gemeinde bekannt sein können und sie sich für diese zuständig fühlen kann – auch über die nominellen oder aktiven Kirchenmitglieder hinaus. Denn immer weniger Einrichtungen, gerade in ländlichen Regionen, sind dezidiert auf die Stärkung des Wohnortes ausgerichtet. „Kirche als Expertin des Nahbereiches“ kann in dieser Situation ihr Potenzial entfalten.

Soweit die Stärken der Verknüpfung von Kirche und Ort. Das gleiche Phänomen hat jedoch auch *Schwächen*:

Bevölkerungsgruppen und Biografien, die sich nicht auf Dauer mit einem bestimmten Ort verbinden und über diesen ihre Bezüge entwickeln, werden von dieser Organisationsform schwerer erreicht. Setzt die Parochie auf eine langfristige Bindung an einen Wohnort, wird dieser gegenwärtig häufiger gewechselt. Empirische Studien zeigen, dass sich häufig nach einem Umzug die Bindung an die Kirche abschwächt und nicht automatisch zur neuen Wohnortgemeinde eine Beziehung gesucht wird.

Heute sind zudem Wohnen, Arbeit und Freizeit für viele Menschen weiter auseinander getreten. Die Erwartungen, die in den 1980er und 1990er Jahren auch von kirchlicher Seite geäußert wurde, nämlich dass die Bedeutung des Wohnortes wieder wächst, weil die Menschen dort angesichts der „Unbehaustheit“ der pluralen Gesellschaft Halt und Stabilität suchten, hat sich nicht durchgängig erfüllt. Die Bedeutung des Wohnortes ist in der Gegenwart für Menschen sehr unterschiedlich. Sie steht auch in Beziehung zu der jeweiligen Milieu- bzw. Lebensstilzugehörigkeit.

Die IV. EKD-Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung hat besonders deutlich gezeigt, dass vor allem diejenigen Bevölkerungsgruppen bzw. Milieus besonders kirchen- bzw. gemeindenah sind, für die der Wohnort wichtig ist.⁸ Umgekehrt bekommen Menschen, die ihre wichtigen Lebensbezüge nicht über den Wohnort herstellen, schwerer Zugang zur Ortsgemeinde, weil sie nachbarschaftlich und lokal ausgerichtet ist. Aber auch die sozial schwächsten Bevölkerungsgruppen werden von der Ortsgemeinde nicht angezogen. Das aber bedeutet: Bestimmte Menschen und Bevölkerungsgruppen werden von den vereinskirchlichen Angeboten der Ortsgemeinde mit einer deutlich höheren Wahrscheinlichkeit erreicht als andere. Diese wieder prägen den Charakter von Gemeinden, so dass sich andere Milieus häufig fremd fühlen - dies dürfte ein Grund sein, warum sozial schwächere Menschen trotz ihrer geringeren Mobilität wenig in Ortsgemeinden anzutreffen sind. In einer aktuellen empirischen Studie zur Situation der Ortsgemeinde, die das Sozialwissenschaftliche Institut in Hannover durchgeführt hat, spiegelt sich dies in der Zusammensetzung der Kirchengemeinderäte, von denen man annehmen darf, dass sie die Atmosphäre in der Ortsgemeinde nicht unwesentlich prägen: Sie haben überdurchschnittlich hohe Bildungsabschlüsse, hören überdurchschnittlich gerne klassische Musik und klassische Kirchenmusik, die Quote der Erwerbslosigkeit ist sehr gering und 18-34jährige sind nur in geringen Zahlen (4,3 %) vertreten.⁹

Zuweisungsprinzip

Diese Problematik wird durch das sog. Zuweisungsprinzip, das Kirchenmitglieder automatisch als Gemeindeglieder einer bestimmten Gemeinde führt, verschärft. Vorteilhaft ist dieses Prinzip

⁸ Vgl. Huber, Wolfgang / Friedrich, Johannes / Steinacker, Peter (Hg.): Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Gütersloh 2006, 212-236.

⁹ Vgl. Hilke Rebenstorf/Petra-Angela Ahrens/Gerhard Wegner: Potenziale vor Ort. Erstes Kirchengemeindebarometer, Leipzig 2015, 31.

zum einen verwaltungstechnisch, zum anderen ist eine klare Zuständigkeit einer Gemeinde für jedes Kirchenmitglied gegeben. Kirchenmitglieder ohne ständigen Kontakt zur Kirche müssen sich keine Gemeinde suchen, wenn sie eine Amtshandlung möchten.

Das Zuweisungsprinzip suggeriert jedoch eine gewisse Alternativlosigkeit, die so schon lange nicht mehr gegeben ist. Es wird ja in der Praxis auch vielfach ignoriert: Menschen wählen heute häufig selbst, wo sie ihre kirchliche Heimat suchen und auch, wo sie heiraten oder ihr Kind zur Konfirmation anmelden. Viele Gemeinden tragen mittlerweile selbst dazu bei, indem sie überregionale Angebote entwickeln und Menschen außerhalb ihres Einzugsbereiches ansprechen möchten. Nach der genannten Studie erreichen nach Einschätzung von 88% der Kirchenältesten die Angebote ihrer Gemeinde zahlreiche Menschen, die nicht in der Gemeinde wohnen, vor allem aus den Nachbargemeinden (63% sagen dies), aber auch aus der Region (59%) und darüber hinaus (22%). Auch die Gemeindeverbände in Schleswig-Holstein zielen ja in diese Richtung.

Dennoch führt das Zuweisungsprinzip manchmal dazu, dass sich kirchliche Haupt- oder Ehrenamtliche nicht freuen, wenn Menschen ihre kirchliche Heimat finden und von der christlichen Botschaft berührt werden, weil dies „woanders“ geschieht – oder umgekehrt, dass Kirchenmitglieder ein schlechtes Gewissen bekommen, weil sie gemeindlich „fremd gehen“ – nicht in einer anderen Religion oder Konfession, sondern in der gleichen Kirche!

Hier wird dann die organisatorische Frage auch zum theologischen Problem: Eine Gemeinde kann sich selbst genug werden und ihr Bewusstsein kann zurücktreten, sich als Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi zu begreifen.

Ort von Gemeinschaft und Geselligkeit

Wie vorhin dargestellt, gehört seit ca. 125 Jahren das an dem Vorbild der Vereine orientierte Prinzip christlicher Gemeinschaft und sozialer Geselligkeit konstitutiv zur Ortsgemeinde hinzu. Auch dies hat Stärken. Die „Kopplung von Religion und Geselligkeit“, wie meine Bochumer Kollegin Isolde Karle es formuliert, besitzt Chancen, insofern Menschen nicht nur aus religiösen Gründen zur Gemeinde kommen, sondern auch, um soziale Beziehungen zu pflegen.

Allerdings: Schon immer ist es eine Minderheit, die diese Form von Kirchenbindung pflegt. Die Mehrheit verstand und versteht die Parochie weiterhin in der Logik religiöser Zuständigkeit und nutzt sie bei Bedarf - wenn das Kind getauft werden soll, wenn Weihnachten ist oder in außergewöhnlichen Lebenssituationen.

Dies ist der einzelnen Gemeinde keineswegs anzulasten: Keine kirchliche Sozialform muss und kann alle Kirchenmitglieder gleichermaßen ansprechen. Problematisch wird es nur, wenn diese Form kirchlicher Beteiligung verabsolutiert wird und die Kirchenmitglieder, die ihren Glauben anders leben, kritisch gesehen werden. Zwar ist der Glaube auf Gemeinschaft angewiesen und diese kann durchaus in der Ortsgemeinde gefunden werden, theologisch gesehen muss es dies aber nicht. Glaube ist ein Geschehen zwischen Gott und Mensch, das in der Taufe begründet wird und von christlicher Gemeinschaft unterstützt wird – in welcher Form auch immer. Die

Formen von Gemeinschaft können lokal organisiert sein oder auf anderen Wegen zustande kommen, sie können sehr kontinuierlich sein, so dass sie – wie beispielsweise im klösterlichen Leben – das Alltagsleben bestimmen, sie können wöchentlich orientiert sein wie im klassischen Gottesdienstrhythmus, sie können sich über längere Zeiträume aktualisieren oder zeitlich begrenzt und dann vielleicht besonders intensiv sein. Entscheidend ist nicht, in welcher Form sie stattfinden, sondern was in ihnen geschieht.

Generalistische Ausrichtung

Auch die generalistische Ausrichtung der Ortsgemeinde hat Stärken: Sie bietet vielfältige Angebote für unterschiedliche Menschen und wehrt einer Separierung nach Bevölkerungsgruppen. Bleiben Menschen am gleichen Wohnort wohnen und wechselt die Pfarrperson nicht, können langfristige persönliche Bezüge im Lebenszyklus vor allem über die Kasualien entstehen. Ein Gefühl von Beheimatung für ein ganzes Leben kann entstehen.

Heute zeigen sich jedoch auch die Schwächen. Der Neuentwurf der Ortsgemeinde im ausgehenden 19. Jahrhundert wollte mit seinen Angeboten alle Gruppen der damaligen Gesellschaft ansprechen: Kinder, Jugendliche, Frauen, Männer und alte Menschen. In den letzten Jahrzehnten allerdings sind die Lebenswege, Lebensformen und auch die Zugänge zu Religion und Kirche so unterschiedlich geworden, dass sich mit dieser Gliederung viele Menschen nicht angesprochen fühlen. Viele Ortsgemeinden haben darauf mit einer Erweiterung ihres Spektrums von Angeboten reagiert und empfinden einen gewissen Druck, immer mehr für immer unterschiedlichere Menschen anbieten zu müssen. Die Fülle von Aufgaben führt für viele Hauptamtliche und Ehrenamtliche zu einer dauerhaften Überlastung. Dies wurde seit Mitte der 1990er Jahre, als zu den inhaltlichen Fragen zur Zukunft der Kirche die Finanzkrise hinzukam, noch einmal verschärft: Wenn Gelder und Stellen reduziert werden, können die Verbliebenen nur der Fülle der Aufgaben nachjagen. Bischof Malzahn hat es in seinem Vortrag auf der 3. Land-Kirchen-Konferenz der EKD im Juni 2015 prägnant auf den Punkt gebracht: „Mitarbeitende – haupt- wie ehrenamtliche – haben vielfach das Gefühl, die Zukunft von Kirche hänge von ihrem Einsatz ab. [...] In größer gewordenen Gemeinden sollen die klassischen Aufgaben nicht vernachlässigt, neue Chancen ergriffen werden. Arbeitsverdichtung und Überlastungsreaktionen sind die Folge.“¹⁰

Als sinnvolle Reaktion auf diese Schwierigkeiten haben mittlerweile viele Ortsgemeinden Schwerpunkte gesetzt und Profile entwickelt, in der Stadt stärker als auf dem Land, aber auch dort hat diese Entwicklung begonnen. Dies entlastet natürlich nur dann, wenn wirkliche gegenseitige Entlastung geschieht, also der Schwerpunkt nicht zusätzlich zum bisherigen Programm gesetzt wird, sondern die eine Gemeinde die Arbeit mit Konfirmandinnen und Konfirmanden für die Region übernimmt, die zweite die diakonische Arbeit und die dritte die Arbeit mit jungen Familien. Allerdings zeigt die empirische Studie, dass zumindest den

¹⁰ <http://www.nordkirche.de/nordkirche/bischofsrat/bischoefin-und-bischoefe-im-sprengel/bischof-dr-andreas-von-maltzahn/texte/detail/nachricht/18-juni-2015-vortrag-auf-der-3-land-kirchen-konferenz-der-ekd.html>

Kirchengemeinderäten die Stärkung des Zusammenhaltes in der Gemeinde sehr viel wichtiger (71% sehr wichtig, 26% eher wichtig!) ist als die Gestaltung neuer Angebote (14% sehr wichtig, 36% eher wichtig und kulturelle Aktivitäten (16% bzw. 41%).

5. Evangelium kommunizieren auf vielfältigen Wegen: Perspektiven für die Ortsgemeinde

Was bedeuten diese Überlegungen nun für die Zukunft der Ortsgemeinde? Zunächst dürfte deutlich geworden sein, dass die Ortsgemeinde klare Stärken hat, auf die die Kirche künftig nicht verzichten sollte. Soweit ich es sehe, wird eine Auflösung der Sozialform Ortsgemeinde auch nirgends ernsthaft diskutiert.

Gleichzeitig sind jedoch auch Schwierigkeiten dieser Form deutlich geworden, die daher rühren, dass sich die Gesellschaft seit dem Mittelalter, in der sich das Territorialprinzip entwickelte und noch einmal seit Ende des 19. Jahrhunderts, als Geselligkeit und Gemeinschaft in den Vordergrund rückten, verändert hat und sich daher die Kommunikationswege des Evangeliums ebenfalls verändern müssen. Diese legen Konsequenzen in mehreren Richtungen nahe:

Zunächst plädiere ich dafür, „Gemeinde“ künftig verstärkt von ihrer Aufgabe, von der Kommunikation des Evangeliums her zu denken als von ihren Prinzipien des Zustandekommens. Statt die Ortsgemeinde prinzipiell als Organisationsform zu kritisieren oder zu verteidigen oder prinzipiell für oder gegen andere Formen von Gemeinde zu argumentieren, könnte es hilfreich sein zu fragen, welche Organisationsform an einem bestimmten Ort oder für konkrete Menschen das Evangelium bestmöglich kommuniziert. Angesichts der Pluralität der Gesellschaft dürfte es wahrscheinlich sein, dass dies unterschiedlich ist, so dass wir unterschiedliche Formen von Gemeinde nebeneinander und vor allem miteinander brauchen. Die Ortsgemeinde gewinnt dadurch Entlastung, indem an sie nicht mehr der Anspruch gerichtet wird, eigentlich doch möglichst allen alles bieten zu müssen – was kaum ohne Stress, Überlastung und schlechtes Gewissen geht. Sie hätte die Chance, sich auf ihre Stärken zu konzentrieren und mit ihren Pfunden zu wuchern: die Verbindung von Kirche und lokaler Identität, die kurzen Wege, die Kenntnisse sozialer Nöte und Bedürfnisse im Nahbereich, die Kopplung von Religion und Geselligkeit. Diese könnte sie noch stärker ausbauen und hervorheben und damit die Bedeutung von Kirche für Menschen vor Ort und ihre Themen, Sorgen und Fragen steigern.

Für die Frage, was dies konkret bedeutet, greife ich noch einmal sowohl auf die drei Kirchenbilder Institution, Organisation und Gruppe zurück als auch auf die Charakteristika der Ortsgemeinde und entwerfe von diesen Punkten aus einige Perspektiven für die Zukunft der Ortsgemeinde. Dabei sind nicht die Vorschläge im Einzelnen neu, nur ihre Einbettung in die bisher genannten Überlegungen, so dass ich von jedem Kirchenbild aus drei Perspektiven entwickle.

Die Stärken des Charakters als Institution zu nutzen bedeutet...

1. die Tradition der Zuständigkeit der Ortsgemeinde für alle als eine Offenheit für alle Menschen zu verstehen, die in irgendeiner Weise in Kontakt mit dem Evangelium kommen möchten. Das kann über eine Teilnahme an einem Traugottesdienst sein, über einen Einschulungsgottesdienst, in der Notfallseelsorge oder als ehrenamtlich Mitarbeitende für ein Projekt. Wenn sich die Ortsgemeinde in diesen sporadischen Kontakten einladend und warmherzig zeigt, ist das bereits ein Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums. Sie ist in dieser Dimension uneigennützig, steht Nichtkirchenmitgliedern ebenso aufgeschlossen gegenüber wie Kirchenmitgliedern, unbekanntem Gesichtern ebenso wie bekannten, Menschen anderer Religionen und Weltanschauungen ebenso wie überzeugten evangelischen Christinnen und Christen.

2. die Tradition der christlichen Begleitung des ganzen Lebens durch die Ortsgemeinde heute vor allem im Blick auf die religiöse Sozialisation von Kindern zu begreifen. Wir wissen aus vielen empirischen Studien, dass für die Frage, wie man als erwachsene Person zum christlichen Glauben und zur Kirche steht, ganz wichtig ist, ob man als Kind positive Begegnungen mit ihr hatte. Da dies bei weitem nicht in allen Familien geleistet wird, wird die kirchliche Arbeit mit Kindern umso wichtiger für die Zukunft der Kirche. Von daher spricht im Sinne einer nachhaltigen Planung viel dafür, nicht an der Arbeit mit Kindern in der Gemeinde und vor allem nicht an der kirchlichen Trägerschaft von Kitas zu sparen – wenn diese nicht mehr von der Gemeinde getragen werden können, wären andere Formen zu finden, wie die Kommunikation des Evangeliums in der Kita gelingen kann.

3. die Tradition der Verbindung der Ortsgemeinde mit dem Alltagsleben vor Ort als intensive Beschäftigung mit den Themen und Bedürfnissen der Menschen im Dorf oder im Stadtteil zu erfassen. Hier ist zunächst Wahrnehmung und Hinhören gefordert, um zu verstehen, was an diesem Ort wichtig ist und welches die Rolle der Gemeinde dabei sein kann. „Geh-Struktur“ heißt dieser Ansatz seit einigen Jahrzehnten, aber nicht immer war er frei davon, zu Menschen außerhalb der Ortsgemeinde zu gehen, um Kontakte zu knüpfen, die Botschaft besser anzubringen und vielleicht doch noch den einen oder die andere für das gemeindliche Engagement gewinnen zu können. Wenn sich dies nebenbei ereignet, ist dies natürlich immer ein Grund zur Freude, aber es macht einen großen Unterschied, wenn ich mich mit diesem Zweck dem Ort zuwende oder dies als Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums mit allen Menschen vor Ort verstehe, in dem sich Kirche für oder besser: mit anderen ereignet. Diese Ausrichtung verbindet sich bereits mit einem Aspekt des Verständnisses von Gemeinde als Organisation, denn...

Die Stärken des Charakters als Organisation zu nutzen, bedeutet...

1. die Tradition der Kompetenzen der Ortsgemeinde für den Nahbereich zu verstehen als spezifisches Engagement im Gemeinwesen vor Ort. Die christlich unauflösbare Verbindung von Wort und Tat, die gelebte Kommunikation des Evangeliums über das Wort hinaus findet seine

Konkretion im aktiven Engagement im Dorf oder im Stadtteil für und mit Menschen, die in besonderer Weise Aufmerksamkeit und Zuwendung benötigen. Dies kann sich als Arbeit mit Obdachlosen konkretisieren, als Stärkung der Strukturen ländlicher Räume, als Mittagstisch für Kinder oder natürlich auch als Unterstützung für Flüchtlinge, wie es ja im Moment auch in über 150 Kirchengemeinden der Nordkirche in beeindruckender Weise geschieht. Vielleicht wird dies dann noch wichtiger, wenn die jetzige Welle der Hilfsbereitschaft in der Gesellschaft irgendwann verebbt, Initiativen bröckeln und Einzelpersonen dieses intensive Engagement nicht durchhalten können. Dann haben Ortsgemeinden den Vorteil struktureller Unterstützung, eines Netzes von Haupt- und Ehrenamtlichen, Erfahrung mit langfristigem Engagement, Kenntnis der Verhältnisse vor Ort und nicht zuletzt vielerorts immer noch einen Vertrauensvorsprung gegenüber anderen Organisationen.

2. die Tradition, als Gemeinde Teil der Gesamtkirche zu sein, zu verstehen und zu verstärken mit einem „arbeitsteiligen“ Verständnis der Kommunikation des Evangeliums. Diese Perspektive fördert die Profilbildung und Schwerpunktsetzung. Nicht jede Gemeinde muss alles machen. Gemeinden begreifen sich in dieser Perspektive stärker von ihrer Zusammenarbeit mit anderen Gemeinden und auch mit Diensten und Werken her und arbeiten an der Kommunikation des Evangeliums im Vertrauen darauf, dass es die anderen ebenfalls tun. Dann legt die eine Gemeinde ihren Schwerpunkt besonders auf die Arbeit mit Kindern und Familien, die andere hat ein diakonisches Profil und in der dritten wird die Kirchenmusik besonders gepflegt. Die Entlastung und Unterstützung ist dann eine gegenseitige in der Haltung, gemeinsam Kirche zu sein, weder wird sie einseitig erwartet von den Diensten und Werken noch fühlen sich die Ortsgemeinden mit der Fülle ihrer Aufgaben allein gelassen. Strukturell geschieht dies ja bereits in vielen Regionen. Dazu gehört auch eine wachsende Kultur der gegenseitigen Wertschätzung solcher anderer Wege, als sie in der eigenen Gemeinde gegangen werden.

Die Begrenzung der Aufgaben ist dabei nicht nur pragmatisch sinnvoll, sondern sie hat auch eine theologische Komponente: Von Gott her gedacht ist das menschliche Bemühen um die Kommunikation des Evangeliums immer nur fragmentarisch und begrenzt möglich. Keine noch so lebendige und aktive Gemeinde kann den Anspruch erheben, die heilvolle Botschaft umfassend zu leben und zu kommunizieren. Vielleicht kann die theologisch bewusste Begrenzung die beschriebene Zusammenarbeit ein wenig erleichtern.

3. die Tradition, als evangelische Gemeinde Einfluss auf die Wahl des Pastors oder der Pastorin zu haben, zu nutzen, um im Zuge der Profilbildung Pfarrstellen künftig noch spezifischer auszuschreiben. Auch Pastorinnen und Pastoren können und müssen nicht alles gleich gut können und machen. Die richtige Person mit den entsprechenden Talenten am richtigen Ort dient der Kommunikation des Evangeliums, weil sie diejenigen Handlungsfelder, die dort schwerpunktmäßig bearbeitet werden, für andere ausstrahlungskräftig und für sich selbst befriedigend bearbeitet.

Und schließlich:

Die Stärken des Charakters als Gruppe zu nutzen, bedeutet ...

1. die Tradition der vereinskirchlichen Gemeinschaftsbildung zu verstehen als Aufmerksamkeit für unterschiedliche Möglichkeiten, wie Gemeinschaft gelingen kann. Dies kann der Hauskreis sein, der ein langes Stück Lebensweg miteinander geht und sich im Glauben stärkt, es kann aber auch die Gemeinschaft sein, die zeitlich begrenzt im Rahmen eines Gospelprojektes entsteht oder die über Kontinente hinweggehende Gemeinschaft, die auf einer Partnerschaft mit einer Gemeinde in einem anderen Teil der Welt beruht, ohne je dort gewesen zu sein. So wie der Blick in die Bibel bereits im Urchristentum unterschiedliche Formen von Gemeinschaft zeigte, können und sollen Gemeinden heute Gemeinschaften im Plural fördern.

2. die Tradition der ehrenamtlichen Gestaltung des Gemeinschaftslebens so aufzugreifen, dass die Hauptamtlichen zunehmend weniger Gruppen und Kreise initiieren und leiten, sondern Ehrenamtliche bei der Gestaltung und Leitung der Gruppen unterstützen. Diese Überlegungen reagieren auch auf die Überlastung der Hauptamtlichen, sie reagieren aber auch auf die Entwicklung des Ehrenamtes in unserer Gesellschaft und sie zielen auf eine attraktive und lebendige Kirche der Zukunft. Wir wissen mittlerweile aus zahlreichen Studien, dass zunehmend mehr Menschen ein ehrenamtliches Engagement suchen in einem Bereich, der ihnen entspricht, ihre Talente fördert und in dem sie Gestaltungsfreiraum und Verantwortung übernehmen. Viele Gemeinden reagieren längst darauf und auch kirchenleitend zielen Überlegungen wie die Erprobungsräume in Mecklenburg in diese Richtung, nicht länger institutionell alles abzudecken, sondern kreative Leerräume anzubieten, in denen etwas von unten wachsen kann. Unverzichtbar ist dabei allerdings eine hauptamtliche Begleitung.

3. die Tradition der Gemeindebewegung, Gemeinde nicht nur von Kirchturm, sondern auch vom Gemeindehaus und seinen Gruppen her zu verstehen, so aufzugreifen, dass die Tendenz zu einer so starken Reduktion hauptamtlicher Mitarbeitenden wie im Moment noch einmal überdacht wird. Gerade hinsichtlich der Anforderung einer Begleitung der Ehrenamtlichen, die den Findungsprozess ihres Betätigungsfeldes ebenso einschließt wie die Fortbildung und Unterstützung ist dies wichtig, denn Diakoninnen und Gemeindepädagogen sind ja für diese Aufgaben besonders ausgebildet. Es braucht noch stärker als bisher Gesamtkonzepte für Mitarbeitende in der Region und die Bereitschaft der Ortsgemeinden, diese langfristig mit anderen zu entwickeln statt da zu sparen, wo es im Moment am leichtesten möglich erscheint. Die Verantwortung für die Ausrichtung der Gemeindefarbeit mit der Region oder dem Kirchenkreis zu teilen, ist nicht immer einfach. Die Perspektive der gemeinsamen Kommunikation des Evangeliums als Kirche mit dem wertvollen Beitrag jeder Ortsgemeinde dazu kann vielleicht dazu beitragen, diesen Weg in gegenseitiger Wertschätzung und Offenheit zu beschreiben.

Mit solchen Zukunftsüberlegungen für die Ortsgemeinde werden sich die verschiedenen Arbeitsgruppen ja noch intensiver beschäftigen, insofern belasse ich es an dieser Stelle bei diesen Überlegungen und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.